

Jahrgang II.

No. 6.

September 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Verbrecher und Gesellschaft. — Münchener Theater, Speidel. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Herr Hiller berichtigt. — Parsifal. — Vollmarasmus.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller. Fachzeitschriften, Finanziere,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau **sofort** nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien **Generation für 1912**



**Dokumente der Weitanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.**

Aus dem reichhaltigen Inhalt des 128 Seiten umfassenden, illustrierten Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi - Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Anlimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Jdeal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc. oo

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 6.

München,
September 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Verbrecher und Gesellschaft.

Die tiefe Verwahrlosung der Kultur unserer Zeit prägt sich am eindringlichsten in den Mitteln aus, mit denen die staatliche Gesellschaft ihre Einrichtungen nach innen und nach aussen schützt. Der Staat kennt in der Durchführung seiner Absichten keine andere Hilfe als die Gewalt. Zum Schutze beziehungsweise zur Erweiterung seiner geographischen Grenzen organisiert er stündlich schlagbereite, mit allen erdenklichen Mordwaffen ausgerüstete Riesenheere. Diese Heere rekrutieren sich aus Männern des Volkes, die gegen ihren eigenen Vorteil mit Gewalt zum Militärdienst gezwungen werden. Heer und Flotte wird durch gewaltsam eingetriebene Steuern alimentiert, und Gewalt zwingt die Menschen, sich den Gesetzen des Staates zu fügen, die keine andere Bedeutung haben, als der öffentlichen Gewalt das Ansehen eines geweihten Rechtsgutes zu geben und sie gegenüber der privaten Gewalt zu privilegieren und zu monopolisieren.

Um die Befolgung der Gesetze zu erzwingen, durch die die Beziehungen der einzelnen Menschen unter einander schematisch geregelt werden, reicht alle Gewalt der

Erde natürlich nicht aus. Ein Verstoss gegen die paragraffierte Ordnung der Dinge treibt die staatliche Gewalt immer erst nachträglich auf die Beine. Aber sie bleibt deshalb nicht untätig. Wo sie nicht mehr zwingen oder verhindern kann, straft sie.

Darüber, dass die Strafjustiz nicht den mindesten Schutz gegen unsoziale Handlungen bietet ist sich die moderne Rechtsgelehrsamkeit völlig einig. Das Prinzip der Rache der Gesamtheit gegen den Einzelnen wird von allen Ethikern übereinstimmend verworfen. Die Bestrafung sogenannter Verbrecher hat demnach schon lange nur den Sinn, die Hilflosigkeit des Staates gegen Missachtung seiner Gesetze durch die verspätete Demonstrierung seiner Gewaltmittel zu bemänteln. Dabei ist der Staat so erpicht darauf, zu strafen, dass ihm für die Ermittlung von straffälligen Personen, auch wenn von ihrer Ergreifung niemand mehr Nutzen haben kann, keine Zeit, keine Kosten und keine Anstrengung zu gross ist.

Eine ganze Wissenschaft beschäftigt sich mit der Aufindung unzuverlässiger Zeitgenossen, die gesamte Technik wird, soweit sie nicht schon für militärische Zwecke usurpiert ist, in Polizeidienste gestellt, Hunde werden auf Menschen gehetzt, und lieber setzt man erst ein Dutzend Unbetheiligter ins Untersuchungsgefängnis, als dass man darauf verzichtete, einen Schuldigen auf Kosten der Steuerzahler in Staatsgewahrsam zu nehmen.

Leider erweist sich jedoch jede kriminalistische Statistik als traurige Blamage für den Prozesseifer der Staatsanwälte. Die Verbrechen nehmen nicht ab sondern zu, und da es in diesen Zeitläuften aufs heftigste verpönt ist, hinter den Symptomen einer Erscheinung die Erscheinung selbst zu suchen, als welche sich eine im Kapitalismus begründete sinnlose Gesellschaftsgebarung und dadurch geförderte soziale Nöte und sittliche Lockerungen ergeben müssten, hecken staatsfromme Bürger immer neue und immer radikalere Mittel aus, mit denen man — nicht den

Verbrechen und ihren Ursachen, sondern den Verbrechern zu Leibe gehen solle.

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte in ihrem ersten Morgenblatt vom 3. August dieses Jahres (Nr. 213) einen Artikel von A. J. Storfer (Zürich), der überschrieben war: „Kastration und Sterilisation von kriminellen Geisteskranken in der Schweiz.“ In dieser Abhandlung wird unverblümt der Vorschlag gemacht und begründet, man solle verbrecherisch veranlagte Personen durch Vernichtung ihrer sexuellen Potenz für sich und ihre Nachkommen von den Freuden des irdischen Daseins ausschliessen. Gleichzeitig erfahren wir, dass dieses Verfahren in einer ganzen Reihe von amerikanischen Staaten längst eingeführt ist, und dass man es seit einiger Zeit auch schon in mehreren Anstalten der Schweiz angewandt hat. Herr Storfer eifert nun dafür, dass man der Frage auch in Deutschland näher treten möge und ermuntert besonders die Juristen, dem Gegenstand, der bisher nur zur Kompetenz der Aerzte gehörte, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ schliesst sich in einer Schlussbemerkung dieser Anregung freundlich an.

Die grauenvolle Tatsache, dass es bereits Länder gibt, in denen die Gesetzgeber die Scheusslichkeit einer körperlichen Verstümmelung in die Folterkammer ihrer staatlichen Gewaltmittel eingestellt haben, könnte als charakteristischer Rückfall unseres Jahrhunderts in die Zeit der Hexenprozesse hingenommen werden, und die betreffenden Staaten könnte man getrost der Verachtung der ganzen kultivierten Welt überlassen, träte uns die Mitteilung bloss als widerwärtiges Kuriosum entgegen. Wir erfahren aber die ekelhafte Infamie in der Form einer Propaganda zur Nacheiferung. Wir erfahren, dass die Domänen dieser neuen Justizschweinerei demokratische Republiken sind, die sich auf ihre freiheitliche Zivilisation besonders viel zu gute tun, und wir erleben, dass der erste Posaunenstoss für die Einführung der Entsetzlichkeit bei uns nicht

von der abgewirtschafteten Kaste feudalistischer Kraftmeier ausgeht, sondern von einem Blatt, das — manchmal mit Recht — als das kulturell führende unter den Tageszeitungen gut. Es ist deshalb nötig, dem verruchten Plan polemisch entgegenzutreten, ehe das natürliche Begreifen seiner Verruchtheit durch eine liberal-demokratische Suggestion, er sei ein Triumph der Entwicklung, betäubt wird.

Natürlich wird die Humanität auch von den kastrierwütigen Staatsrettern bemüht. Sie wollen nämlich nicht etwa kastrieren und ihre Delinquenten zu äusserlich kenntlichen Eunuchen machen, sondern bloss „sterilisieren“, was als „dauernde Durchtrennung der die Fortpflanzungszellen von den Geschlechtsdrüsen nach aussen leitenden Kanäle“ definiert wird. Diese Operation, heisst es empfehlend, kann innerhalb drei Minuten ausgeführt werden und „der Operierte kann sofort zu seiner Arbeit zurückkehren“. Herr Storfer berichtet: „Im Jahre 1907 nahm Indiana, der Heimatstaat von Dr. Sharp (dem Erfinder der Sterilisation) ein Gesetz an, demnach jede staatliche Anstalt für Verbrecher und Schwachsinnige zwei Chirurgen zugeteilt bekommt. Wenn nach dem Urteil der kompetenten Organe die Fortpflanzung irgend eines Insassen nicht wünschenswert und eine Besserung seines Zustandes durchaus unwahrscheinlich ist, wird die Sterilisation vorgenommen.“ Welchen Eifer die „kompetenten Organe“ von Anfang an entwickelten, ergibt sich aus der in befriedigtem Sperrdruck verkündeten Feststellung, dass in den ersten vier Jahren nach Annahme des Gesetzes nahezu 900 Männer, hauptsächlich Verbrecher, sterilisiert wurden.

Die grosse Zahl derer, deren Fortpflanzung „nicht wünschenswert“ erscheint, erklärt sich leicht, wenn man die Aufzählung der Einzelfälle beachtet, die in unserem trauten Nachbarlande, der freien Schweiz, praktiziert wurden. Ich will von den Kindesmörderinnen absehen, von denen da die Rede ist. Denn ich gebe den Herren Kastr-

toren zu, dass eine Frau, die keine Kinder kriegen kann, ihre Kinder auch nicht morden wird, wenngleich mein Widerwille gegen den gewaltsamen Eingriff in den Körper dieser Frauen durch fremde Personen nicht geringer ist als gegen die Gewalttat, die sich die Mütter selbst zuschulden kommen liessen. Ich sehe die beiden Verbrechen nur in der Nuance unterschieden. — Da wird aber auch von der „Kastration eines moralisch defekten Dienstmädchens“, gesprochen, bei der „nicht nur die Fortpflanzung verhütet, sondern auch der sexuelle Faktor, der für ihre Lügenhaftigkeit und ihre Diebstähle offenbar mitbestimmend war, bis zu einem gewissen Masse ausgeschaltet werden“ sollte. Erzählt also ein Mädels seiner Dienstherrschaft, es müsse seine Tante beerdigen helfen, während es in Wahrheit zum Schatz will, so kastriert man es. — Einer geschiedenen Bankbeamtenstgattin wurde die „suggestionkräftige Lügenhaftigkeit“ wegsterilisiert, und ein fünfzehnjähriges Schulmädchen wurde entweiht, weil es sich schon seit Jahren sexuell betätigte und dabei der verführende Teil war. Die Tatsache früher starker Sinnlichkeit genügt also diesen Weltverbesserern schon zu einem Eingriff in die persönlichsten Rechte von Menschen und zur dauernden Unterbindung sinnlicher Regungen. Ich habe für das Verfahren kein anderes Wort als: viehisch!

Als wissenschaftliche Basis, auf der sich die neue Kriminal-Theorie aufbaut, muss Lombrosos Vererbungslehre erhalten. Die „erschreckende Häufigkeit, mit der sich Defekte vererben“, wird als ein naturgesetzliches Axiom behandelt und auf solche vage Theorien stützt sich dann — wie man sieht, mit Erfolg — die Forderung, die unzählige Menschen von dem einzig Versöhnlichen ausschliessen will, das das Leben ihnen bieten kann. Es wird das Beispiel eines amerikanischen Verbrechers angeführt, von dem man 1200 Nachkommen in 75 Jahren nachweisen konnte. Darunter waren 310 Gewohnheitsbettler,

die zusammen 2300 Jahre in Armenhäusern verpflegt wurden, 50 Prostituierte, 7 Mörder, 60 Gewohnheitsdiebe und 130 andere Verbrecher. „Die Kosten“, heisst es weiter, „die die Nachkommenschaft dieses einen Menschen der Oeffentlichkeit verursacht hat, belaufen sich auf Millionen“. Aha, die Kosten. Wenn gar kein Argument ziehen sollte, der Hinweis auf den Geldbeutel wird gewiss die Einsicht dafür kräftigen, dass unbequeme Nebenmenschen verschnitten werden müssen.

Nun klingen ja die angeführten Zahlen sehr schrecklich. Ich möchte jedoch dieselbe Statistik zur Unterlage folgender Betrachtung machen: Ein Verbrecher, ein Ausgestossener also und Gemiedener, wird Stammvater von 1200 Personen binnen 75 Jahren. Alle diese 1200 Menschen sind unterernährt aufgewachsen, sind infolge ihrer Herkunft sozial degradiert, sind nie erzogen und nie gebildet worden. Dass von diesen von Hause aus zum Hungern Verurteilten 25,8 Prozent betteln, wird niemand überraschen. Dass von den Frauen (die ich auf 600 annehmen will) 10 Prozent durch die Vermietung ihres Leibes ihren Unterhalt erwerben, scheint mir überraschend wenig. Wenn unter den Personen, die Eigentum nie besessen haben und die sich zeitlebens wie Hunde behandeln lassen mussten, denen alles Menschliche im staatlichen Ordnungsbetriebe gewaltsam aus der Seele gerissen wurde, 5 Prozent die Unterscheidung zwischen Mein und Dein und 0,58 Prozent den Respekt vor dem Leben anderer Leute eingebüsst haben, so kann ich auch dabei nichts Aufregendes finden, als die Tatsache selbst, dass die verfluchten Gesellschaftsverhältnisse der Gegenwart imstande sind, unzählige Menschen im embryonalen und Säuglingszustand schon und dann das ganze Leben hindurch an aller Entwicklung zu verhindern. Was die 130 „andern Verbrecher“ für Spezialscheusäler sind, wird in der Statistik nicht verraten. Rechnen wir sie zu den übrigen, so ergibt sich, dass von den Nachkommen des Verbrechers mehr

als die Hälfte trotz der ungünstigsten Bedingungen ihrer Existenz einen Wandel führten, an dem nicht einmal die statistischen Schnüffler, die sich mit dieser Familie ausgiebig beschäftigten, etwas für ihr kriminalistisches Material Verwendbares zu finden wussten. Das Beispiel ist also zur Begründung der Kastration als sozialhygienisches Prohibitivmittel unbrauchbar und liefert nur Material für die ungeheuerlichen Zustände des kapitalistischen Gesellschaftsgefüges.

Man hat schon aus den angeführten-Beispielen gesehen, wie weit der Begriff „Verbrechen“ gedehnt werden kann und wie schon die ärztlichen Vorkämpfer der Idee Prostitution, hervorragende Sinnlichkeit, Lügenhaftigkeit und ähnliche Dinge als Eigenschaften beanspruchen, die die Verstümmelung der betreffenden Personen rechtfertigen. Wohin es führen wird, wenn die erstrebte „gesetzliche Grundlage“ für die Verschneidung Tatsache wird, ist unberechenbar. Zweifelt irgend ein Mensch, dass man sehr bald dahin gelangen wird, unbequeme Ansichten als vererbte Eigenschaften imbeziller Naturen zu betrachten und zu behandeln? Sozialisten, Anarchisten, Atheisten, erotische Schriftsteller und Maler, Ehebrecherinnen und Kurtisanen, Majestätsbeleidiger, Trinker und Spieler sind bedroht, ohne Rücksicht darauf, ob sie für die Kultur der Menschheit dauernde Werte schaffen oder nicht. Von Homosexuellen gar nicht zu reden. Kennt doch schon der Bericht über die in der Schweiz bereits ausgeführten Operationen „die Kastration zweier Männer, deren Leben von einem pathologisch übermächtigen Sexualtrieb in einer sowohl für die Gesellschaft als für sie selbst äusserst ungünstigen Weise beherrscht war.“

Heutzutage wird man für Zeit eingesperrt, späterhin wird man für die Dauer des Lebens unglücklich gemacht werden. Wir, die wir das eine wie das andere als menschenunwürdig und dumm obendrein ablehnen, werden fortwährend gefragt: wie soll sich denn nun die Gesell-

schaft gegen unsoziale Elemente schützen? Die Antwort ist sehr einfach: indem sie menschliche soziale Einrichtungen schafft. Dass es ungeheures Elend gibt, und dass solches Elend ewig Verbrechen zeugt, sieht jeder, der Augen hat. Deshalb ist die Propaganda für den Sozialismus auch etwas sehr andres, als der erklügelte Sport weltfremder Schiwärmer. Aufklärung ist nötig über die Ursachen der sozialen Verrottung. Fast sämtliche Verbrechen, die begangen wurden, geschehen aus dem Antriebe der Not. Die Strafgesetze, nach denen wir uns richten müssen, schützen zum überwiegenden Teil den Besitzenden gegen die Gelüste des Armen. Freilich gibt es auch Vergehen gegen die Rechte des Nebenmenschen, die von andern Trieben als denen der Selbsterhaltung bestimmt werden. Ich glaube aber, dass in solchen Fällen eine Luft- oder Diät-Veränderung allemal mehr Nutzen stiften wird als eine verbitternde Internierung hinter vergitterten Fenstern. Vor allem sollten sich die Massnahmen, die die Gesellschaft zu ihrem Schutze ergreift, niemals entfernen von den Eingebungen der Menschlichkeit. Verständigung führt weiter als Gewalt. Als ich es seinerzeit unternommen hatte, die sogenannten Verbrecher, den „Auswurf“ und die „Hefe“, die Lumpen und Vagabunden in ihren Kaschemmen aufzusuchen und von Mensch zu Mensch mit ihnen über ihre Not und deren Ursachen zu sprechen, da fiel alles höhnend und schimpfend über mich und meine Kameraden her. Ich glaube aber immer noch, dass unser Verfahren zu besserem Ziele führen muss als Zuchthaus, Arbeitshaus und Gefängnis, zu besserem Ziele auch als „die dauernde Durchtrennung der die Fortpflanzungszellen von den Geschlechtsdrüsen nach aussen leitenden Kanäle“.

Münchener Theater. Speidel.

Der Tod des Generalintendanten Freiherrn v. Speidel ist die schlimmste Katastrophe, die das Münchener Theater in diesem Augenblick treffen konnte. Einen ehrenvolleren Nekrolog weiss ich dem Verstorbenen nicht zu widmen, als die Feststellung, dass grösser noch als die Trauer um den liebenswürdigen feinen Mann und lauterer Charakter die Sorge ist um die Erhaltung seines Werks. In der Nachricht, die am 1. September einer dem andern weitergab: Speidel ist tot — lag die bange Frage: Was wird aus dem Hoftheater? und damit die Gewissheit: wäre Speidel am Leben geblieben, dann hätten wir auf eine weitere Entwicklung der Bühnen zu wertvollen Kunstinstituten sicher hoffen dürfen.

Ueber die Dienste, die Albert v. Speidel den Opernhäusern geleistet hat, steht mir kein Urteil zu. Mir fehlt dazu die musikalische Bildung und Vergleichsmöglichkeit. Aber ich weiss, dass Speidel seinerzeit Mottl zum Direktor der Hofoper machte, und in dieser Handlung liegt schon das Zeugnis, dass ihm auch im grossen Hause und im Prinzregententheater jedes autoritäre Streben fernlag, und dass ein reiner anständiger künstlerischer Wille sein Wirken bestimmte.

Dem Schauspiel des Hoftheaters hat Speidel unschätzbaren Nutzen gestiftet. Er hat — als unmittelbarer Nachfolger Emst v. Possarts — seiner Anstalt modern gebildete Künstler zugeführt und hat ihnen, was ihm, dem höfisch erzogenen Offizier, besonders hoch angerechnet werden muss, moderne künstlerische Aufgaben gestellt. Er hat die traditionelle Hoftheater, die er vorfand, durch eine zeitgemässe Regie zu reformieren getrachtet und dazu erst Albert Heine, dann Albert Steinrück nach München gezogen. Seine Absicht, Hermann Bahr die Leitung des Schauspiels zu übertragen, scheiterte an dem Geschrei der Moralhüter, die ihr Spiel dadurch gewannen, dass Bahr die Selbstverständlichkeit, das er als freier Mensch Anarchist ist, einmal ausgesprochen haben soll. Freiherr v. Speidel wusste, in welcher Zeit er lebt und führte daher zum Entsetzen gewisser Frömmlinge zeitgenössische Autoren auf: Bahr, Schnitzler, Halbe, Ruederer, Wedekind, Thoma.

Gewiss ist das Hoftheater heute noch keine zweifelfreie Musteranstalt. Zumal bei den Aufführungen klassischer Stücke möchte man angesichts der konservativeren Darsteller, bei denen die Possartistik immer noch sehr im Schwunge ist, oft stöhnend davonlaufen. Es ist aber zu berücksichtigen, dass Speidel mitten in der besten Arbeit abtreten musste. Die Tendenz seiner Tätigkeit arbeitete unzweideutig auf die Modernisierung des Theaters hin. Allmählich

nur und langsam konnte er die überlebten Kräfte durch neuen und lebendigen Ersatz zurückdrängen, und da hat er in den sieben Jahren seiner Wirksamkeit Eminentes geleistet.

Den rückwärts strebenden Geistern im Lande war Speidel natürlich ein Stein des Anstosses, und wie gern man den 'Stein (aus dem Wege geräumt hätte, das zeigte vor einem halben Jahre die widerwärtige, feige und gemeine Hetze, die pfaffenhörige Banausen gegen ihn inszenierten. Nun ist diesem Gelichter der Tod zu Hilfe gekommen. Nun heisst es acht geben, dass der Kunst kein Schaden geschehe.

Die kulturellen Kreise Münchens wollen, dass im Sinne Speidels weiter gewirkt werde, und dass ein Mann an seine Stelle trete, der sich von keinen politischen, sondern ausschliesslich von künstlerischen Intentionen leiten lässt. — Wir wollen keine Wiederholung der Possartschen Zeit. Wir wollen auf der Bühne Stücke sehen, die Zusammenhang mit dem Leben haben, und wir wollen auf der Bühne Schauspieler sehen, die Menschen sind. Wir haben die Polterer Bart, die im Theater Possarts System müllern und possartikulierte Laute von sich geben Uns gelüstet es nach Kunst.

Was alle übrigen Münchener Bühnen treiben, ist trostlos. Dem Schauspielhause mangelt es an Regie, dem Lustspielhause an Repertoire (denn es ist alle Versprechen schuldig geblieben und spielt in endlosen Serien minderwertige Reisses). Was das Künstlertheater mit eherner Standhaftigkeit immer noch seinen anspruchsvollen Namen zu führen den Mut gibt, ist schon lange unerfindlich. Aller Trost und alle Hoffnung kam bisher vom Hoftheater. Der Mann, dem wir Trost und Hoffnung dankten, ist tot. Videant consules..')

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Schon mit dem Frühlkaffee wurde mir ein eröffnetes Telegramm gebracht, die erste Teilnahmsäusserung, die — abgesehen von den durch Caros Besuche übermittelten — zu mir drang. Es war am I. November in Aeschispiez aufgegeben (jetzt war schon der dritte) und lautete: „Sei ruhig, lieber Freund, ich schreibe noch heute. Johannes.“ Ich hatte gleich nach meiner Einlieferung hier lan

) Zu spät, um hier noch eine ausführliche Betrachtung zu gestatten, fand im Hoftheater die erste Festvorstellung des Vereins „Volksfestspiele“ statt. Es gab „Der standhafte Prinz“, eine Schändung Calderons durch Georg Fuchs. Ich behalte mir vor, auf die schleimige Geschmacklosigkeit zurückzukommen, wenn die frische Empörung einigermassen verraucht sein wird.

Johannes Nohl ebenso wie an Henry Telegramme abgehen lassen, die von meiner Verhaftung Nachricht gaben. Jetzt merke ich, dass bei aller Ausführlichkeit, mit der ich mich jede Einzelheit zu registrieren bemühe, doch noch manches vergessen ist. Das Telegramm, war also die Antwort auf meines und ich war — ich weiss eigentlich garnicht, warum? — so gerührt über die Worte, dass es mir heiss hinter den Augen aufstieg. Dabei fällt mir auf, dass mir in der ganzen Zeit, seit ich festgenommen wurde, weder vor noch nach dem Moment, wo ich das Telegramm las, je ein Drang zum Weinen gekommen ist, nicht einmal in den langen, schlaflosen Nächten, in denen ich wahrlich genug von traurigen Vorstellungen geschüttelt wurde. Und zur rechten Stunde Weinen hat noch jedem gutgetan.

Den Vormittag brachte ich mit der Lektüre Paul Scarrons hin. Als ich meine Mittagsmahlzeit bekam, richtete mir der Aufseher einen Gruss von Caro aus, der nur auf einen Sprung dagewesen war und gleich weiter musste. Ich war ziemlich betrübt, ihn an diesem Tage nicht zu sehen, da er mir bisher täglich als einziger Schimmer aus dem fernen Caféhause in meine Einsamkeit geschienen hatte. Ich ass das etwas fett geratene Kotelett, das mir Herr Fahrland geschickt hatte, etwas missmutig herunter und sog bei Beendigung des Mahles noch den Rest Bier aus der Flasche, als mir der Aufseher mitteilte, dass ich sofort zum Untersuchungsrichter kommen solle.

Ich lief mit der grössten Geschwindigkeit die Treppen hinunter. Denn ich dachte mir, das kann nur heissen: Frei! — oder: Nach München! — An der untersten Treppe nahm mich der lange Glatzkopf in Empfang, der mir schon am Tage meiner Einlieferung so wenig angenehm begegnet war. „Kommen Sie mal mit!“ kommandierte er und blieb, während ich durch den Garten zum Gericht hinübermusste, immer so dicht vor, hinter oder neben mir wie ein Schlächter, der ein widerwilliges Schwein zu transportieren hat. „Da rauf!“ hies es an einer Treppe, und ich folgte dem Grobian zu derselben kahlen kleinen Kalkzelle, aus der ich ihm schon einmal hinuntergefolgt war.

Drei Leute in Sträflingskitteln waren schon dort, die mich neugierig musterten. Als ich hinzukam, war die Bude so voll, dass wir uns an die Wände quetschen mussten, um uns nicht gegenseitig zu drücken. Mir zunächst stand ein kleiner untersetzter Kerl mit dickem, blondem Schnurrbart, borstig hochstehendem Haar und suffunterlaufenen Augen. Er war der einzig lebhaft von den dreien, der mir nach wenigen einleitenden Höflichkeiten mitteilte, dass er wegen Vagabondage achtzehn Monate abgerissen hätte und jetzt wegen einer Bettelei seiner Aburteilung harre. — Auf dem einzigen

Stuhl des Gemaches sass traurig ein schwarzbärtiger Mann von vielleicht 33 Jahren, den vornübergeneigten Kopf in die Hände gestützt. Auf die Lebhaftigkeit des Kleinen reagierte er nur mit gleich, gültigen Zustimmungen. Das Fenster verdeckte vollständig der Körper eines riesigen Menschen, der mit dem Rücken zu uns stand. Er sah in den Garten hinaus und schien sich für nichts in der Welt zu interessieren. In seinem Aussehen und seinem Phlegma erinnerte er mich stark an den Asconeser Grotto-Wirt. Nach einiger Zeit wurde der traurige Schwarze hinausgerufen, und statt seiner trat ein grosser blonder jüngerer Arbeiter ein, der lachend verkündete: „Sechs Wochen mit Ueberweisung.“ — „Hast du 't angenommen?“ — „Die sechs Wochen, ja. Aber die Ueberweisung nich.“ — „Mensch, warum nich? In Moabit is' doch besser als hier.“ — „Ja, ich wollt' ja och annehmen. Aber ik weess selbst nich. Er fragt: Nehmen Sie's an? — Die sechs Wochen, ja, sag ik. Aber von wejen die Ueberweisung —. Ik wollte ihm man blos fragen, aber da sagt er schont: Der Beschuldigte nimmt die Strafe an, protestiert aber jejen die Ueberweisung. Mensch, wenn de mit dem redst, det is jade, als wenn de jejen de Wand sprichst. Ik sag zu dem Mann: Wejen det eenmal betteln, sag ik — nehmen Se doch Rücksicht! — Wat? sagt er. Sie sind wejen Diebstahl vorbestraft und wejen Widerstand, un denn verlangen Se noch Rücksicht? sagt er. Wat wollen Sie denn machen, wenn Se wieder raus sind? sagt er. — Denn jeh 'k stehlen, sag ik. Da ha 'k wenigstens wat von, sag ik. Denn ik war nu schon jiftig. — Weesste, wat det Luder macht? Er lässt det befürworten. Er sagt zu dem jungen Mann, der da sitzen dut: Schreiben Sie det uf, sagt er. Der Anjeschuldigte erklärt, dat er nach Verbüssung der Strafe stehlen jehen will. Na, wat sagste nanu? frag ik dir.“ — Der kleine Blonde kircherte aber bloss und meinte: „Wat er Justav'n woll ufbrummt?“ — Der kam schon wieder und der Kleine musste selbst hinaus. Jetzt fragte der Lange: „Na?“ — Der Schwarze knurrte, während er sich wieder auf den Stuhl niederliess: „Sechs Wochen mit Ueberweisung.“ — „Haste 't angenommen?“ — „Ja.“ — „Na ja, helfen du 't ja doch nich, wenn ma 't nich annimmt.“ Und dann erzählt er umständlich noch einmal, wie er aus Versehen zu einem Protest gegen die Ueberweisung gekommen war, wie er gereizt wurde, wie er erklärte, er wolle nachher stehlen gehen, und wie der Richter das „befürworten“ liess. „Ne, schloss er, an Charlottenburg will ik jedenken.“ — Dann kam auch der Kleine wieder: „Sechs Wochen mit —I“ schrie er schon an der Tür. Der Grosse pelte sich nun auf Anruf vom Fenster los und verliess das Gemach mit den Worten: „Denn kann ik mir ja och unjefähr ausrechnen, wat ik krieg.“ — „Sechs Wochen mit kriegste“, schrie ihm das muntere Männchen

nach. „Ik hab 't gleich angenommen“, erzählte er dann. „Aber ik lass mir nach Prenzlau überweisen. Mensch, Justav, da musste mitkommen. Meld dir gleich heite, dat de willst nach Prenzlau.“ Der Schwarze rührte sich nicht. Der Kleine wurde immer närrischer. „Hörste, Justav. Det is det beste, sag ik dir. Komm mit nach Prenzlau.“ — „Lass mir doch zufrieden.“ — „Aber Justav, sei doch keen Dussel ! In Prenzlau is' am allerscheensten.“ — „Ja, for dir, weil de da zuständig bist.“ — „Macht nischt, Justav, ik sag dir, komm och nach Prenzlau.“ — „Lass ihm doch,“ fiel endlich der Lange ein. „Er muss et doch selbst am besten wissen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Herr Hiller berichtigt. In der klugen Erkenntnis, dass nur die strenge Berufung auf einen Gesetzesparagraphen einen Dialog zwischen aufs Geistige gerichteten Menschen ermöglicht, sendet mir der Herausgeber des „Kondors“ folgenden Brief:

An den verantwortlichen Redakteur der Zeitschrift für Menschlichkeit „Kain“.

Sehr geehrter Herr!

Aufgrund des § 11 des „Gesetzes über die Presse“ vom 7. Mai 1874 ersuchte ich Sie, in der nächsten Nummer des „Kain“ folgende Berichtigung zu veröffentlichen:

Auf den Seiten 76—77 des „Kain“ behauptet der Herausgeber, innerhalb einer Abhandlung über das Gedichtbuch „Der Kondor“: „Herr Hiller. . erwürgt. . die Kunst Stefan Georges, die nun. von den Kondoristen endgültig überholt und an die Wand gequetscht ist..... „Was alle diese treiben, ist nicht Kitsch, sondern immerhin schlechte Kunst“, erklärt Kurt Hiller (einleitend) und meint damit Stefan George...“. Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr, dass ich, in Uebereinstimmung mit allen Mitarbeitern meines Gedichtbuchs die Kunst Stefan Georges aufs äusserste verehere und dieser Verehrung, in der Vorrede zum „Kondor“, unzweideutigen Ausdruck verliehen habe, mit dem Satz: „Keineswegs die Meister — die wir ehrfürchtig lieben (auch wo sie uns befremden) —, sondern ihre traurigen Nachäffer sind es, deren sakrales Gouvernantentum und steife, stiefe Pose wir nicht mehr ertragen können.“

Berlin, 15. August 1912.

Kurt Hiller.

„Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr...“ Ha! Das heisse ich mir doch eine kernige deutsche Sprache. Ich erkenne den Hiller nicht wieder, der im „Kondor“ (einleitend) eine Prosa

exekutiert, deren „unzweideutiger Ausdruck“ mich zu einem so peinlichen Missverstehen veranlassen konnte. Zur Klärung der Sachlage (ich schliesse mich hier der Juristenterminologie an, die Herr Hiller für Erklärungen im „Kain“ bevorzugt) möchte ich dem Herrn einige Fragen vorlegen: Wessen Lyrik entnahmen Sie die Worte „Wasen“, „getarnt“ und „Gewäfer“, die Sie — wenn mich der Eindruck Ihrer Polemik nicht zum zweiten Male täuschen sollte — zur Begründung Ihrer Abneigung gegen die „Hochnäsigkeit als konstitutives Prinzip von Dichtungen“ anführen? Ferner: Wen meinen Sie ausser George, wenn Sie in diesem Zusammenhange „die Meister“ von Ihrer Befehdung ausnehmen? Und: Haben Sie, da Sie „das mürrische Pathos dieser feierlichen Magister aus des grossen George Seminar“ ablehnen, den „grossen George“ wirklich nicht in ironischen Anführungszeichen gedacht?

Vielleicht empfiehlt es sich, Herr Hiller, wenn Sie sich künftighin bestreben, auch dann, wenn Sie nicht schmerzhaft gekitzelt sind, sondern sich „nur aus Eitelkeit“ literarisch produzieren, eine Deutlichkeit des Ausdrucks zu erzielen, wie er Ihnen in dem Briefe an mich so vortrefflich gelingt. Ihre Kritiker werden dann davor behütet sein, sich öffentlich von Ihnen sagen lassen zu müssen: „Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr...“

Parsifal. Hermann Bahr ist ein Fanatiker, das macht ihn so ungemein sympathisch. Seine Rede ist ja, ja! oder nein, nein! Was darüber ist, dünkt ihn von Uebel. Was er bekennt, bekennt er begeistert, kämpferisch, aggressiv. Seine Ueberzeugung ist immer ehrlich und stark, und deshalb kommt er uns verrant vor, wenn er einmal ja, ja! sagt, wo wir nein, nein! rufen.

Hermann Bahrs Fanfaren für das vom Hause Wahnfried betriebene Parsifal-Schutzgesetz finden wenig Echo, und es hiesse Pfaffen nach Bayern tragen, wollte man alle Gründe gegen ein Ausnahmegesetz noch einmal aufzählen. Warum soll denn eigentlich das Manifest des fromm gewordenen Wagner dem finanzkräftigen Sommerpublikum reserviert bleiben? Weil es dermassen wehevoll ist, dass ihm die Ausdünstung der misera plebs am Kunstwert Abbruch tun könnte? Merkwürdig: ich habe mir immer eingebildet, Ehrgeiz jedes Künstlers müsse es sein, in die Massen zu wirken. Eine erlesene Aufführung ist gewiss sehr schön, aber ein erlesenes Publikum bringt man Jucht durch exorbitante Eintrittspreise zusammen. Will man das haben, so versende man persönliche Einladungen an kultivierte Menschen und lege für Minderbemittelte Fahrkarten nach Bayreuth bei.

Glaubt man, dass die Bayreuther Parsifal-Aufführung ewig unerreichtbar sein wird, gut, so veranstalte man sie auch fernerhin jedes Jahr. Wer sich leisten kann, wird dann auch künftig lieber die Reise unternehmen, als sich die Bemühungen eines heimischen Stadttheaters genügen zu lassen.

Aber schliesslich sollten die Bayreuther nicht gar so geringschätzig über die Provinztheater die Nasen rümpfen. Ohne die

riesigen Tantiemen, die von den Provinzbühnen aus jahraus jahrein für bessere oder schlechtere Wagneraufführungen nach Bayreuth geflossen sind, wären dort die katholischen Sonntagsfeiern für das atheistische Synagogenpublikum vermutlich garnicht möglich geworden. Und was liegt denn daran, wenn der „Parsifal“ wirklich mal in irgendeinem Wandertheater schmieremässig in den Grund gespielt wird? Man sagt, dass auch die Werke eines gewissen Shakespeare wert wären, nur von erlesenen Künstlern gespielt zu werden. Ihnen so wenig wie Goethes „Faust“ hat es bisher an ihrem wahren Wert geschadet, dass sich in billigen Sommertheatern unfähige Regisseure und talentlose Debutanten mit ihnen abquälen.

Nun erstet der Familie Wagner plötzlich ein neuer Halber in der Person des Dr. Richard Strauss. Der Brief, den der berühmte Musiker an Herrn Karpath geschrieben hat, ist in mancher Beziehung sehr bemerkenswert. Ich sehe von der bodenlosen Geschmacklosigkeit des Tones ab, in dem das Dokument verfasst ist. Ueberaschend aber ist die geradezu kindliche Unbehilflichkeit, in der hier ein Mann, der geistige Werte schafft, dem gesamten sozialen Geschehen gegenübersteht. Strauss will den „Willen des Genies“ als oberstes Gesetz über alle öffentliche Massnahmen aufstellen. Et beschimpft die Juristen und Politiker, weil ihnen das Verständnis für die „unbeschränkten Rechte des geistigen Eigentümers“ fehlt. Es muss aber gesagt werden, dass ein Künstler, der sein Werk überhaupt veröffentlicht, damit die Allgemeinheit schon zum Miteigentümer macht. Wenn es nach Strauss ginge, dann müsste jeder Architekt, der an eine Strasse eine künstlerische Hausfassade baut, das des Weges kommende Publikum auf seine Würdigkeit kontrollieren dürfen, an seinem Gebäude verüberzugehen, oder aber einen teuern Strassenzoll von den Passanten erheben können. — Strauss entsetzt sich bei dem Gedanken, dass eines Tages der Fall eintreten kann, dass jeder Spiessbürger „statt fortwährend in den Kientopp und in Operetten zu gehen, auch für die fünfzig Pfennig den Parsifal hören“ werde. Und wenn schon! Fünfzig Pfennig bedeuten für sehr viele Menschen beträchtlich mehr Geld als die hunderte Mark, die die Reise nach Bayreuth kostet, denen, die sie jährlich unternehmen. Es ist traurig genug, dass die Erhebung durch die Kunst überhaupt vom Geldbesitz abhängig ist.

Die Exkursionen des Dr. Strauss ins Politische sind reichlich komisch. Er beschimpft „das blöde allgemeine Wahlrecht“ und wünscht statt dessen eines, bei dem etwa „die Stimme eins einzigen Richard Wagner hunderttausend und ungefähr zehntausend Hausknechte zusammen eine Stimme bedeuten.“ Aber Herr Doktor! — Der schäumende Revolutionär entblösst sich hier in all seiner Weltfremdheit. Er, der glaubt, mit seiner ungeheuerlichen Forderung die Staatsordnung aus den Fugen zu reissen, klammert sich wie jeder ausgediente Demokrat an „das blöde allgemeine Wahlrecht“. Nur das gleiche Wahlrecht will er abschaffen. Ach, lieber Herr, ein Wahlrecht ist so blöd wie das andere. Ob die Hausknechte das Genie vergewaltigen oder ob das Genie das ganze Volk zu seinem Hausknecht machen möchte, macht wenig Unterschied. Traurig und jammervoll ist nur, dass zwischen Volk und Genie gar kein Zusammenhang besteht. Ist Wagners Genie so volksfremd, dass Bein Werk nur unter Ausschluss der Oeffentlichkeit gedeihen kann, so soll man das Volk nicht schmähen, das ihm keine Extrawurst brät. Aufgabe der Künstler ist es, am Erleben des Volkes teilzunehmen,

wie es der Revolutionär von 1848 Richard Wagner tat. Dann werden ihre Werke den Sinn aller Kunst erfüllen, verbindenden Geist zwischen den Menschen zu schaffen, und wir werden eine Kultur haben, von deren Fehlen das Schreiben des Doktor Strauss ein betrübender Beweis ist.

Vollmarasmus. Der Ritter Georg von Vollmar, eine stolze Stütze der sozialdemokratischen Partei, ein Mann, über dessen tiefe Wesensart sich jedermann im Kapitel „Georg“ der Streitschrift seines Genossen Mehring „Meine Rechtfertigung“ ausgiebig informieren kann, sprach am 21. August im Bayerischen Landtag nicht ohne Emphase diese Sätze: „Im Wahlkampf ist von Zentrumsagitatoren die Behauptung aufgestellt worden, wenn ein Krieg ausbräche, würden die Sozialdemokraten durch einen Massenstreik die Mobilmachung stören, die Reservisten hindern, der Fahne Folge zu leisten und würden Verrat am Vaterlande begehen. Es ist zwar bereits im Reichstage vom sozialdemokratischen Redner diese Lüge zurückgewiesen worden, ich will es aber ebenfalls tun. Gewiss werden wir Sozialdemokraten alles daran setzen, damit der Friede erhalten bleibt... Wenn es aber ohne Schuld des Reiches nicht gelingt, den Frieden zu erhalten, dann wird alles vor der Not des Vaterlandes zurücktreten, und es ist selbstverständlich, dass dann auch die Sozialdemokraten dem Lande ihre Dienste leisten werden, und sie werden nicht die schlechtesten Verteidiger des Vaterlandes sein.“ — In der gleichen Sitzung des Landtags hat nach dem Bericht der „M. N. N.“ Ritter Georg die Behauptung eines Zentrumsredners, die Sozialdemokraten seien Republikaner, mit dem Zwischenruf beantwortet: „Das ist eine Unverschämtheit!“ — Es bleibe dahingestellt, ob dieser Bericht zutreffend ist oder der der „Münchener Post“, nach dem auf den Vorwurf des Republikanismus nur zwischengerufen wurde: „Wo sind die Beweise?“ — Die Beweise für ihre antimonarchische Gesinnung ist die Sozialdemokratie allerdings bisher durchaus schuldig geblieben, und so scheint auch das Empfinden begreiflich, aus dem die Unterstellung, die Herren seien, wie es das Erfurter Programm von ihnen verlangt, Republikaner, den Ruf „Unverschämtheit“ geweckt haben könnte.

Was seine Partei tun wird, wenn es mit Schuld des Reiches nicht gelingt, den Frieden zu erhalten, hat Herr von Vollmar nicht verraten. Da er den Verdacht, sie könnte den Massenstreik organisieren, prinzipiell als Lüge stigmatisiert hat, muss angenommen werden, dass sie auch dann „alles daran setzen“ wird. — Wir Antipolitiker haben der Sozialdemokratie oft den Vorwurf gemacht, sie sitze zwischen zwei Stühlen. Dieser Vorwurf ist nicht aufrecht zu erhalten. Die rechte Hinterbacke hat längst eine Ecke des liberalen Nachtstuhles erklimmen, während die linke, die mit vereinzelt Flecken der Schamröte in der Luft hängt, langsam abfällt.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post". — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Variété. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der rührige Zensor. — „Titanic." — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater".

KAIN, Heft 3. Inhalt: Strindberg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

KAIN, Heft, 4. Inhalt: Die Presse. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polizeiassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin. —

KAIN, Heft 5. Inhalt: Generalstreik! — Die Rigorosen. — Bemerkungen. — Ettore und Giovannitti. — Der Veteran Druх. — Die Münchner Post. — Verworfen.

Saturnverlag Hermann Malstar, Heidelberg.

Seit August 1911 erscheint:

SATURN

Eine Monatsschrift für Belletristik, Kritik, Satire, Lyrik und Schwarz-Weiss-Kunst, herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Grossberger.

Von den Mitarbeitern seien u. a. genannt:

Oskar Baum, Ernst Blass, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Johannes von Guenther, Otto Hinnerk, Rudolf Kurtz, Heinrich Lautensack, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Emile Verhaeren, Paul Zech.

Von Urteilen führen wir an:

„Auf die unabhängige Zeitschrift sei mit Nachdruck hingewiesen." Prager Tagblatt.

„Eine Zeitschrift von Individualisten für Individualisten".

Der Tagesbote, Brünn.

„Eine Zeitschrift, die in dem Gewimmel der Revuen einen besonderen Platz verdient".

Hildesheimer Allg. Zeitung.

Jedes Heft umfasst ungefähr 2 Bogen und enthält 2 Bildbeigaben, darunter meistens Originale wie Lithographien, Kupferstiche, Schnitte. Der Mindestabonnementspreis (für 6 Hefte) beträgt Mk. 3.—, Einzelhefte kosten 60 Pfg. Das Abonnement vermittelt ohne Portoberechnung der Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg, sowie jede gutgeführte Buchhandlung.

Gratisprobehefte werden nicht abgegeben, dagegen sind gegen Einsendung von Mk. 1.— zur Orientierung 3 Hefte nur direkt vom Verlag erhältlich.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904.
(Die Auflage ist vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—